Bezugs-Preis
in der Hauptexpedition oder deren Ausgabestellen abgeholt: vierteljährlich ℳ 3.—, bei zweimaliger täglicher Zustellung ins Haus ℳ 3.75. Durch die Post bezogen für Deutschland u. Oesterreich vierteljährlich ℳ 4.50, für die übrigen Länder laut Zeitungspreisliste.

Redaktion und Expedition:
Johannisgasse 8.
Fernsprecher 153 und 222.
Filialexpeditionen:
Alfred Hahn, Buchhandlg., Universitätsstr. 3, L. Lösche, Katharinenstr. 14, u. Königspl. 7.

Haupt-Filiale Dresden:
Strehlener Straße 6.
Fernsprecher Amt I Nr. 1713.

Haupt-Filiale Berlin:
Carl Duncker, Herzgl. Bayr. Hofbuchhandlg., Lützowstraße 10.
Fernsprecher Amt VI Nr. 4603.

Abend-Ausgabe.

Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

Amtsblatt des Königlichen Land- und des Königlichen Amtsgerichtes Leipzig, des Rates und des Polizeiamtes der Stadt Leipzig.

Anzeigen-Preis
die 6gespaltene Petitzeile 25 ₰.
Reklamen unter dem Redaktionsstrich (4gespalten) 75 ₰, vor den Familiennachrichten (6gespalten) 50 ₰.
Tabellarischer und Ziffernsatz entsprechend höher. — Gebühren für Nachweisungen und Offertenannahme 25 ₰ (excl. Porto).

Extra-Beilagen (gefalzt), nur mit der Morgen-Ausgabe, ohne Postbeförderung ℳ 30.—, mit Postbeförderung ℳ 70.—

Annahmeschluß für Anzeigen:
Abend-Ausgabe: Vormittags 10 Uhr.
Morgen-Ausgabe: Nachmittags 4 Uhr.
Anzeigen sind stets an die Expedition zu richten.
Die Expedition ist wochentags ununterbrochen geöffnet von früh 8 bis abends 7 Uhr.

Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig.

Nr. 82. **Sonnabend** den 14. Februar 1903. **97. Jahrgang.**

Politische Tagesschau.

* **Leipzig**, 14. Februar.

Klerikale Bewegung und Bundesrat.

In der gestrigen Sitzung des Reichstags, in der die an den Etat des Reichsamts des Innern sich knüpfende sozialpolitische Debatte noch immer nicht zu Ende geführt worden ist, hat Graf Posadowsky von den „zwei großen Bewegungen" gesprochen, die unser Staatsleben durchzitterten, der agrarischen und der sozialdemokratischen. Von der klerikalen, die der Reichskanzler und preußische Ministerpräsident durch seine Erklärung bezüglich des Jesuitengesetzes so wesentlich gefördert hat, scheint Graf Posadowsky nichts zu wissen oder wissen zu wollen. Freilich, diesem Reichstage gegenüber, in dem man die Männer, die gleich dem Abg. Dr. Hasse in der Förderung der klerikalen Bewegung eine Gefahr erblicken, mit der Laterne suchen kann, fällt es dem Staatssekretär des Innern nicht schwer, den blinden Mann zu spielen. Im Lande aber, wo man, wie zahllose Zeitungsartikel erkennen lassen, nicht blind ist, wird man in dem Hinweggleiten des Grafen Posadowsky über den klerikalen Vormarsch und seine Förderung durch den Grafen Bülow nur einen Beweis dafür erblicken, daß die öffentliche Aufmerksamkeit von diesem heiklen Punkte abgelenkt werden soll. Auf ihn immer wieder hinzuweisen, ist daher eine Pflicht der Presse. Vielleicht gelingt es doch noch, die Absicht des Reichskanzlers, durch Abbröckelung des Jesuitengesetzes dem Zentrum einen Köder zu liefern, mit dem es bei den Wahlen fischen kann, zu durchkreuzen. Freilich ist die Annahme, daß Graf Bülow im Bundesrate schon die nötige Stimmenzahl für die Aufhebung des § 2 des Jesuitengesetzes gefunden habe, weit verbreitet. So schreibt heute der „Schwäb. Merk." in Anknüpfung an die Ablehnung der königlich sächsischen Regierung gegen diese Aufhebung:

„Kein Wunder, daß vielen die Aufhebung des § 2 noch stark im Zweifel zu stehen scheint. Man erwartet, daß, wenn Sachsen mit der Ablehnung des fraglichen Reichstagsbeschlusses vorangehe, nicht nur die kleineren Staaten mit fast ausschließlich protestantischer Bevölkerung, sondern auch Bayern, das ja die Jesuiten ohnehin durch Landesgesetz ausgeschlossen hat, sich auf seine Seite schlagen würden. Der „Köln. Volksztg." ist bei dieser Aussicht gar nicht wohl. Sie meint, wenn im Bundesrate die Mehrheit gegen die Aufhebung des § 2 ausfiele, so würde man sich nicht über den Verdacht beklagen dürfen, die ganze Geschichte sei nicht ernst gemeint gewesen. Sie fügt zwar hinzu, daß sie ihrerseits diesen Verdacht nicht hege, aber daß sie sich trotzdem gedrängt fühlt, ihn eventuell für berechtigt zu erklären, besagt genug. Uns dünkt, daß man sich im klerikalen Lager unnötige Sorge macht. Nachdem Graf Bülow sich einmal mit seiner Person für die Aufhebung des § 2 eingesetzt hat, wird er selbstverständlich seinen Einfluß nicht nur bei der preußischen, sondern auch bei den anderen Bundesregierungen in dieser Richtung geltend machen, und bei den Kleinstaaten wenigstens wird derselbe wohl stark genug sein, um eine Abweichung von Preußen zu verhüten. Von unserem Standpunkt aus können wir das nur bedauern. So wenig wir dem Grafen Bülow eine persönliche Schlappe wünschen, so würde es uns doch unter dem Gesichtspunkte der dauernden Reichsinteressen lieber gewesen sein, wenn der in der Abbröckelung des Jesuitengesetzes liegende verhängnisvolle Fehler noch im letzten Augenblicke vermieden worden wäre. Wir glauben, die Wahrnehmung, wie sich im Hinblick auf die „Abschlagszahlung" die Ansprüche des Ultramontanismus in Deutschland noch gesteigert haben, wird manchem, dem die Beseitigung des § 2 bisher als durchaus harmlos erschien, schon die Augen geöffnet haben."

Nach unseren Informationen steht es noch keineswegs fest, daß Graf Bülow die Mehrheit des Bundesrats für seine Absicht gewinnt. Allerdings würden die meisten Einzelstaaten dem Kanzler höchst ungern eine Schlappe bereiten; aber es bleibt ihnen immer noch ein Ausweg aus dem Dilemma: die Verschiebung einer Entscheidung bis nach den Wahlen. Nachdem diese Entscheidung so lange verzögert worden ist, kann der Reichskanzler keine seiner Stellung gefährliche Schlappe in einer weiteren Verzögerung erblicken. Und tönt die Jesuitenfrage in die Wahlbewegung hinein, so wird Graf Bülow sowohl, wie gar mancher andere Staatsmann, der aus der Haltung der jetzigen Reichstagsmehrheit in dieser Frage auf die Stimmung im Reiche geschlossen hat, seines Irrtums inne werden und dann vielleicht froh sein, daß die Bundesratsmehrheit es nicht allzueilig hatte, die dritte der großen Bewegungen, die unser Staatsleben durchzittern, die klerikale, mit eigner Hand zu beleben und zu fördern.

Konservative und Landbündler.

In der Bescheidenheit, welche die Konservativen und ihre Presse gegenüber dem Bunde der Landwirte ziert, hatte sich die „Kons. Korr." unmittelbar nach der Versammlung im Circus Busch befriedigt über deren Verlauf ausgesprochen. Nachdem aber der offizielle Text der Reden erschienen ist, muß die „Kons. Korr." zu ihrem Bedauern jene Anerkennung einschränken. Davon, daß der erste Vorsitzende des Bundes (Frhr. v. Wangenheim, Mitglied der konservativen Fraktion) gesagt hat: „Wir stehen noch heute auf dem Standpunkte, daß die Annahme des Antrages Kardorff ein wirtschaftliches Unglück für die deutsche Landwirtschaft ist, weil er direkt keine Vorteile bringen wird, weil er sie indirekt von neuem schwer schädigen wird, infolge von Bevorzugung der Industrie durch erhöhten Zollschutz" — davon will die „Kons. Korr." ganz absehen. Aber sie bringt es nicht fertig, auch davon abzusehen, daß das dritte Mitglied des engeren Vorstandes, der Bundesdirektor, Dr. Hahn, ausgeführt hat:

„Das muß frei und offen ausgesprochen werden: Graf Bülow und seine Minister sind groß als Causeure, groß in der Zlatterie, groß in den Liebenswürdigkeiten, die sie gegenüber den politischen Parteien bis zu den Sozialdemokraten hin in ihre Reden eingeflochten wissen. Sie sind groß in ihren Liebenswürdigkeiten gegenüber dem Auslande und führen die deutsche Politik bald hier und bald dort auf dem weiten Erdenrunde in Sackgassen hinein, aus denen heraus zu kommen uns dann verzweifelte Mühe und Arbeit kostet. Wir müssen, meine Herren, aus Liebe zu Seiner Majestät dem Kaiser und seiner Dynastie, aus Liebe zu unserem deutschen Volke und um der Sorge für die Zukunft willen die richtige Politik treiben, wenn unsere Minister, unser Kanzler sie nicht treiben . . . Meine Herren, das ist die große Aufgabe, die dem Bunde nicht allein für das neue Jahr der Wahlen, sondern für das kommende Jahrzehnt und weiter hinaus erwächst; er muß die Monarchie in Deutschland erhalten, wenn die Minister des Monarchen versagen und unterlassen, die richtigen Maßnahmen dazu zu treffen."

Diese Ausführung veranlaßt die „Kons. Korr." zu der Erklärung, der Bund dürfe sich nicht wundern, wenn eine solche Stellungnahme seiner Leiter zu den obersten Würdenträgern in Reich und Staat konservative Männer veranlasse, von dem Bunde abzurücken. Ob diese Erklärung wirklich ein Abrücken zahlreicher konservativer Männer von dem Bunde zur Folge haben wird, ist freilich bei der Macht des Bundes um so fraglicher, je weniger die von Herrn Dr. Hahn angegriffenen obersten Würdenträger in Reich und Staat — von Herrn v. Podbielski abgesehen — Miene machen, ihrerseits ein Abrücken vom Bunde zu bewerkstelligen. Aber sollte man in den konservativen Kreisen nicht einmal den Mut finden, dem Bunde bemerklich zu machen, daß man sich genötigt sehe, seine Kandidaten scharf auf ihre prinzipielle Stellungnahme zu den auf Grund des neuen Zolltarifs abzuschließenden Handelsverträgen und überhaupt auf ihre konservative Gesinnung zu prüfen? Geschähe das gerade den Bundesführern gegenüber, so würden wohl auch diese gelindere Saiten aufzuziehen sich genötigt sehen.

Die Deutsch-Liberalen und die Staatsnotwendigkeiten in Oesterreich.

Noch vor wenigen Tagen bestand Ungewißheit darüber, ob die Wehrvorlage nicht bei der Deutschen Volkspartei auf Widerstand stoßen werde. Es wäre mißlich gewesen, wenn ein Teil der deutschen Abgeordneten auch diesmal aus Doktrinarismus und aus dem Wunsche, den Wählern zu gefallen, sich einer ernsten politischen und militärischen Notwendigkeit widersetzt hätte. Mehrmals schon, so schreibt man den „Münch. N. N." aus Wien, haben die liberalen Deutschen ihre Stellung in Oesterreich dadurch beeinflußt, daß sie es den Slawen und den mit ihnen verbündeten Klerikalen überließen, mit Hülfe ihrer Stimmen die Befriedigung gewisser Staatsnotwendigkeiten zu gewährleisten. „Mit den Deutschen sei nicht zu regieren", lautete das Schlagwort, dank dem besonders Graf Taaffe die Schließung des den Deutschen feindseligen „Eisernen Ringes" durchgesetzt hat. Zumal die Erfahrung des Jahres 1880, wo die Verlängerung des Wehrgesetzes gegen den Widerstand der vereinigten Linken erfolgte, ist noch in mißlicher Erinnerung. Nun ist die Gefahr geschwunden, und es ist so gut wie sicher, daß der größte Teil der Mitglieder der Deutschen Volkspartei neben den verfassungstreuen Großgrundbesitzern und der Deutschen Fortschrittspartei das Ministerium Körber auch in der Frage der Erhöhung des Rekrutenkontingents unterstützen werde. Die Tschechen hatten sich der Hoffnung hingegeben, ein Fehler der deutschen Abgeordneten werde ihnen auch diesmal zu Hülfe kommen und die Regierung bestimmen, sich ihnen zuzuneigen. Das ist nun erfreulicherweise nicht in Erfüllung gegangen und es bleibt vorerst bei der gemäßigten Tonart im Parlament. Die Obstruktion hat den Reiz der Neuheit verloren und die Tschechen setzen den parlamentarischen Arbeiten kein grundsätzliches Hindernis mehr entgegen. Mit Ausnahme einiger Grollenden gedenken sie es bei der Opposition bewenden zu lassen, die deshalb nicht gefährlich ist, weil im Abgeordnetenhause das Bestreben vorwaltet, die Ausgleichsvorlagen und das Budget gleich dem Wehrgesetz in zustimmendem Sinne zu erledigen.

Die Venezuela-Aktion

scheint nun doch zu einem befriedigenden Ende zu kommen, nachdem gerade in den letzten Tagen wenig ermutigende Nachrichten umgegangen waren, die namentlich auch wegen der mitunter recht befremdlichen Haltung des amerikanischen Geschäftsträgers Bowen die Besorgnis aufkommen ließen, daß der leidige Handel eine uns durchaus unerwünschte Verstimmung zwischen den koalierten Mächten und den Vereinigten Staaten im Gefolge haben werde. Wie uns aus Liverpool depeschiert wird, hielt Premierminister Balfour gestern abend dort eine Rede, in welcher er mitteilte, er habe vom Staatssekretär des Auswärtigen Amts, Marquis of Lansdowne, die Mitteilung erhalten, daß alle Schwierigkeiten bezüglich der Venezuelafrage beseitigt und daß das deutsche und das englische Protokoll angenommen seien. Es bestehe jetzt kein Hindernis mehr für die endgültige Regelung der Angelegenheit in absehbarer Zeit. Weiter führte, wie wir schon in einem Teile der Auflage des heutigen Morgenblattes mitteilen konnten, der Premierminister aus, die englische Regierung habe die Regierung der Vereinigten Staaten bei jeder Wendung der venezolanischen Angelegenheit ins Vertrauen gezogen. Die Monroe-Lehre habe keinen Feind in England. Es wäre ein Gewinn für die Civilisation, wenn die Vereinigten Staaten sich tatkräftiger damit befaßten, eine Wiederholung von Schwierigkeiten zwischen europäischen Mächten und südamerikanischen Regierungen zu verhindern, indem sie diese zur Beobachtung der Regeln des internationalen Verkehrs anhielten. Es besteht kein Grund, fährt der Minister fort, für Roseberys Kritik bezüglich der Beziehungen Englands zu Deutschland und den Vereinigten Staaten. Die Einigung mit Deutschland über ein gemeinsames Vorgehen sei das vernünftigste Mittel zur Erwägung ihrer Forderungen gewesen. Die Erzählung, daß das Bündnis mit Deutschland in der Venezuela-Frage während des Besuches des Kaisers in Sandringham zu stande gekommen sei, sei eine lächerliche Erfindung.

Deutsches Reich.

f. **Berlin**, 13. Februar. (Die preußische Kreisschulinspektion.) Die preußische Unterrichtsverwaltung hat soeben die Besetzung der Kreisschulinspektor-Stellen für den gesamten Umkreis der Monarchie veröffentlicht. Bei einer Zusammenzählung aller dieser Stellen ergibt sich, daß in Preußen zur Zeit 316 ständige Kreis-Schulinspektoren vorhanden sind gegenüber 927, welche die Kreis-Schulinspektion im Nebenamte ausüben; unter den letzteren aber sind einige unbesetzte Stellen außer Betracht gelassen, 859 Geistliche, so daß die fachmännische Kreis-Schulinspektion nur in 384 Aufsichtsbezirken geübt wird. Gar keine nebenamtliche Kreis-Schulinspektion besteht in den Regierungsbezirken Marienwerder, Posen, Bromberg, Münster und Hohenzollern. Mit Rücksicht auf die schwierige Lage der Schule in den gemischtsprachigen Teilen des Ostens ist dieser Sachverhalt zu begrüßen. Wenn im Regierungsbezirke Oppeln

Feuilleton.

12] **Dunkle Wege.**
Roman von J. v. Conring.
Nachdruck verboten.

Als Konstanze im Hause der Mutter ankam, hatte man den Sarg bereits geschlossen; sie besorgte das Begräbnis und ordnete den bescheidenen Nachlaß. Dann rüstete sie sich am vierten Tage zur Heimreise. Auf dem Bahnhofe kam sie zu früh an und saß im Wartezimmer einsam da, während ein Offizier mehrmals an ihr vorüberging. Sie sah auf und ihre Blicke begegneten sich. Es war Slicher, der, nun Major, vom Besuch seiner Eltern nach Hause reise. Er kam mit der alten, herzlichen Freundlichkeit heran und setzte sich zu Konstanze. Wie viel hatten beide erlebt seit jener Begegnung, kurz vor Konstanzes Hochzeit, als sie sich zum letzten Male gesehen! Mitleidig ruhten Slichers Blicke auf ihrem schmalen Gesicht, das einen wehen Leidenszug trug, auf ihrer ärmlichen Trauerkleidung. Ihm ging es gut. Er hatte eine liebe Frau und vier gesunde Kinder — doch sprach er nicht davon, es wäre ihm wie eine Unzartheit vorgekommen, der blassen Frau von seinem Glücke zu erzählen. Endlich, Konstanze war schon im Begriff aufzustehen und zu ihrem Zuge zu gehen, faßte sie sich ein Herz, die Frage, die schon so lange auf ihren Lippen brannte, auszusprechen:

„Was wissen Sie von Rooneck; lebt er noch?"

Slicher sah ihr fest ins Gesicht:

„Rooneck ist seit kurzer Zeit wieder in Deutschland. Sein Onkel, Baron Rooneck, auf Gerdingen bei Münster, ist gestorben und hat ihm das Gut hinterlassen. Ich werde ihn dort in nächster Zeit besuchen."

Konstanze neigte stumm das Haupt. Sie wollte sagen: „Sprechen Sie nicht von mir", fand aber nicht den Mut zu dieser Bitte.

Slicher verstand sie auch ohne Worte.

Es war nun Zeit zum Einsteigen. Slicher stand auf, gab Konstanze den Arm und nahm ihr Gepäck. Dann führte er sie an ein Coupé erster Klasse und als sie zögerte, sagte er warm:

„Das werden Sie einem alten Freunde doch nicht abschlagen? Ich kann unmöglich zugeben, daß die Tochter meines Regiments-Kommandeurs ohne allen Komfort reist."

Konstanze fügte sich; seine uneigennützige Güte tat ihr wohl. Er küßte ihre Hand und sah dem davoneilenden Zuge wehmütig nach. „Ein verlorenes Leben", sagte er zu sich selber.

Konstanze hatte telegraphiert und fand den Wagen ihrer wartend, als sie den Bahnhof in Bremen verließ.

„Alles wohl, Baumann?" fragte sie, und als der Kutscher nickte, setzte sie sich, furchtbar erschöpft und matt, in die Wagenecke und schloß die Augen. Kurz vor Walddorf rief sie den Kutscher an:

„Bitte, fahren Sie durch's Dorf, ich möchte meinen Sohn abholen."

„Der Herr läßt sagen, er hätte Kurt schon geholt, gnädige Frau brauchten sich den Umweg nicht mehr zu machen."

„Gut!" Konstanze beugte sich weit aus dem Wagen, um Kurts blondes Lockenköpfchen vor der Haustür zu erspähen. Es war aber nichts von ihm zu sehen. Sie stieg aus, der Hausflur war leer. Im Vorübergehen öffnete sie die Tür des Wohnzimmers. Auch da ließ sich niemand sehen. Langsam erstieg sie, mit einem sonderbaren Gefühl von Kälte und Schwere in den Gliedern, die Treppe und betrat ihr Zimmer. Da wußte sie alles! Kurts Bett war weggeräumt, seine Sachen vom Riegel und aus der Kommode, deren Schiebladen weit offen standen, verschwunden. Es war alles tot und leer, wie nach einem Begräbnis! Konstanze weinte nicht, — nur langsam stieg ein rasender Zorn in ihr empor, der ihren Hals schmerzhaft zusammenschnürte. Sie sah wie durch rote Wolken. Ohne ihre Sachen abzulegen, ging sie wieder hinunter ins Wohnzimmer. Jetzt waren sie da, alle drei! Der Alte saß am Fenster, hielt den laut singenden Matz auf dem Zeigefinger und machte ein verlegenes Gesicht. Geert, der auf dem Sofa lag, zwang sich zur Unbefangenheit:

„Da bist du ja, Konstanze. Nun, hat dich die Reise sehr angegriffen?"

Sie trat dicht vor ihn hin. Es lag etwas in ihrem Gesicht, das ihn veranlaßte, sich aufzurichten.

„Wo ist Kurt?" fragte sie.

„Ich habe ihn in eine Pension gebracht. Wenn überhaupt noch etwas aus dem Jungen werden soll, mußte er von dir fort. Jetzt wird ihn der Lehrer hoffentlich etwas hochnehmen, damit er die weiblichen Albernheiten verlernt."

„Ich frage dich, wo mein Kind ist?"

„Liebe Konstanze, wenn ich wollte, daß du das wüßtest, hätte ich deine Rückkehr ja abwarten können. Der Junge soll aber gerade einmal ohne dich fertig werden. Vielleicht nach einem oder zwei Jahren, wenn du gelernt hast, dich zu fügen, und der Lehrer dem Jungen andere Manieren beigebracht hat, werde ich dir erlauben, ihm zu besuchen oder ihm zu schreiben. Einstweilen kann davon keine Rede sein!"

„Konstanze wandte sich um und blieb vor dem Alten stehen:

„Vater!" sagte sie, „ich habe noch kein gutes Wort von dir gehört. Aber du hast doch ein Herz, du mußt doch einsehen, was man mir antut. Sage mir, wo er mein Kind hingebracht hat."

Es entstand eine lange, lange Pause.

Der Alte wendete den Kopf unbehaglich hin und her: „Bitte, laß mich mit dieser Angelegenheit in Ruhe, Konstanze! Mache das mit deinem Manne ab. Ich will mit der ganzen Geschichte nichts zu tun haben. Es wäre mir lieber gewesen, wenn Geert deine Rückkehr abgewartet hätte, und ich habe ihm das auch gesagt. Es ist nun aber einmal geschehen und läßt sich nicht mehr ändern. Tröste dich damit, daß es für Kurt sicherlich besser ist, wenn er 'mal unter andere Jungens kommt, und lernt, sich zu wehren."

„Na, da hörst du es, Konstanze", rief Geert, „und ich bitte dich, ersparе mir alles unnütze Gerede. Meinen Willen kennst du und wirst dich fügen müssen. Du siehst wohl selbst ein, daß dir nichts anderes übrig bleibt. Diesmal bin ich der Stärkere, und sei versichert, ich sorge dafür, daß ich es auch bleibe."

Sie sah ihn nur an, dann ging sie schweigend hinaus.

„Jetzt hab' ich sie", rief Geert höhnisch. „Jetzt soll der stolze Nacken wohl hinunter! Auf den Knien muß sie mich bitten, ihr den Jungen wiederzugeben."

„Wenn du dich nur nicht irrst", sagte der Alte. „Die sieht nicht aus, als wollte sie dir zu Füßen fallen. Eine andere hätte geschrien und gejammert — sie hat nicht zehn Worte gesagt. Aber habt Ihr wohl gesehen, daß ihre Lippen ganz weiß waren?"

„Das verstehst du nicht, weil du sie nicht kennst! Ich habe sie da gefaßt, wo sie es spürt. Wenn ich sie zu Boden geschlagen hätte, wäre es ihr lieber als dies. Warte nur ein paar Tage, dann wird sie schon kommen und bitten. Sie hält es ohne den Jungen nicht aus."

„Na, weißt du, Geert, alles was recht ist", sagte der Alte. „Schön ist die Geschichte nicht. Sie ist doch immer die Mutter, und sie hat ein Recht auf das Kind."

„Und ich habe die Macht; das ist mir lieber! Dabei kommt auch mehr heraus. Du läßt dich durch ihr stilles Wesen täuschen. Sie ist hochmütig wie der Satan. Jahr um Jahr habe ich mich zum Verrücktwerden an dem Trotzkopf geärgert, jetzt ist meine Zeit gekommen, wo ich ihr vergelten kann, was sie mir getan hat."

„Da geht sie durch den Garten", sagte Laura, die während der ganzen Scene kein Wort gesprochen hatte.

Geert lachte laut auf:

„Natürlich zu ihrem Freunde Völker. Na, laß sie. Wie ist es übrigens, Laura, kriegen wir heute noch Mittagessen?"

Konstanze ging wirklich zu Völker; etwas mußte sie tun, wenn sie nicht wahnsinnig werden sollte. Die Hände hatte sie geballt, daß die Nägel tief ins Fleisch eindrangen. Das Gefühl ihrer Hülflosigkeit — vor allem die martervolle Sehnsucht nach dem Kinde brachte sie an den Rand der Verzweiflung. Ohne Abschied war es von ihr genommen, ihr kleines, zartes Lamm, das der Mutter so sehr bedurfte. Sie sah im Geiste sein blasses Gesichtchen mit den großen Augen — hörte sein klägliches Stimmchen: „Mutter, laß mich doch nicht allein!" Und sie wußte nicht, wie sie ihm in seiner Verlassenheit helfen sollte. Nicht einmal ein Wort des Trostes konnte sie ihm schicken. Und kein Strahl der Hoffnung fiel in die Nacht ihres Leidens. Da gut kannte sie Geert, als daß sie hätte hoffen können, ihn durch Bitten umzustimmen.

Er würde sich an ihrer Demütigung weiden und sie dann auslachen. Nein, nicht so; es mußte noch andere Wege geben!

Der kleine Lehrer war so fassungslos, daß Konstanze nicht den Mut fand, ihm Vorwürfe zu machen.

„Vorgestern kam Herr van Harven mit dem Wagen hier an", rief er. „Er sagte mir, daß er den Jungen mit zum Bahnhof nehmen wollte, um Sie abzuholen. Natürlich habe ich ihm geglaubt. Ich hatte doch auch kein Recht, dem Vater sein Kind vorzuenthalten. Und der Junge war selig, daß er seine Mutter wiedersehen sollte."

Es entstand eine Pause. Konstanze atmete schwer. Dann sagte sie, sich gewaltsam zur Ruhe zwingend:

„Und dann, wie erfuhren Sie . . . ?"

„Ich sah den Wagen leer zurückkommen und fragte den Knecht, der Herrn van Harven nach Bremen gefahren hatte. Der sagte mir, daß der Herr mit Kurt abgereist wäre. Wohin, hat er leider nicht gehört. Ich konnte das gar nicht verstehen, hielt es auch nicht für möglich, daß alles hinter Ihrem Rücken geschehen sein könne! Was denkt sich denn Herr van Harven bei solchem Vorgehen?

SLUB
Wir führen Wissen.